[s.n.]

Autor(en): **Thiess, Frank**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **24 (1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-409204

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Reaktion hat noch nie eine verzweifelte Lage gerettet.

Frank Thiess.

Scheiden leicht von jedem Traum,
Der sich nicht mit Wahrheit paarte;
Doch hegt unser Busen Raum
Für das Starke wie das Zarte.

Oder endlich aus einem andern Liede des Abschnittes «Sonnwende und Entsagen»:

Flackre ew'ges Licht im Tal,
Friedlich vor dem Frohnaltare;
Auch dein Küster liegt einmal,
Der das Oel hat, auf der Bahre.

Rausche fort, du tiefer Fluss!
Dein Gesang wird fortbestehen.
Aber jede Welle muss
Endlich doch im Meer vergehen.

Aus des Aethers dunklem Raum
Perlen leuchten, goldne Sonnen
Kommen, schwinden wie ein Traum,
Doch gefüllt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen?
Deine Lust und deinen Schmerz
Endlos durch die Himmel tragen?

Wie der Staub im Sonnenstrahle,
Wallt's vorüber, Kern und Schale.
Ewig ist, begreifst es du?
Sehnend Herz, nur deine Ruh'!

Die Berlinerjahre.
März 1850 — November 1855.

Die Zürcher Regierung hatte den guten Gedanken, Keller noch eine zweite Zuwendung, ein Stipendium von Fr. 1000.—, im Oktober 1849 zu bewilligen, Mit dessen Rest Keller im März 1850 sich nach Berlin begab. Ein drittes folgte im März 1851 im Betrage von Fr. 500.—. Aus dem einen Jahre, das er in Berlin zuzubringen gedachte, wurden beinahe 6 Jahre, eine Zeit der Reife in weltanschaulicher wie in künstlerischer Beziehung, eine Zeit der seelischen Anfechtungen, der Not und des Durchhaltens. Zwar brachten diese Jahre Keller seine geträumte Reife als Dramatiker nicht, dafür aber seine Reife als Erzähler. Unter Tränen schrieb er den Grünen Heinrich zu Ende. Es entstanden die Neuern Gedichte, die Leute von Seldwyla, die Galathea-Novellen und die Gotthelf-Aufsätze.

Die Mutter schrieb ihm oft, er möchte doch heimkommen, er könne ja seine Dramen und Erzählungen auch zu Hause schreiben, wo er bei Mutter und Schwester Wohnung und Unterhalt gehabt hätte.

Gottfried schrieb aber der Mutter am 24. Dezember 1853 zurück: «Ehe ich heimkomme, müssen meine Sachen heraus und mein Zweck wegen des Theaters in Berlin erreicht werden, damit ich gegenüber der Regierung, die auch dafür verantwortlich ist, etwas getan habe. Ich will überhaupt mit gutem Ansehen nach Hause kommen und als ein selbständiger Mann in jeder Hinsicht.» Als er sich entschloss, im November 1855 heimzukehren, war er aber mit Schulden überhäuft, sodass er doch die Hülfe der Mutter ansuchen musste, die ihm dann 1000 Gulden schickte. Das Verhältnis zur Mutter geht wohl am besten aus dem Gedichte hervor, das am 28. Dezember 1851 entstand, während er der Mutter schreiben wollte, es aber nicht zustande brachte, in einem Zustande seelischer Bedrücktheit und körperlicher Krankheit, die ihn fast 3 Monate plagte:

Ich schmiede Verse, schreibe Bücher,
Ich schreibe wochen-, mondenlang,
Lass Helden grosse Worte sprechen,
Stets gibt die Schelle ihren Klang.

Ich schreibe an gelehrte Freunde,
An zier- und geistbegabte Frau'n,
An lebensfrohe Witzgenossen,
Weiss alle leichtlich zu erbau'n.

Nur wenn ich an die ungelehrte
Und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Torheit fert'ge Feder
Auf dem Papiere zagend still.

Da gilt es erstlich gross zu schreiben,
Und deutlich für das Mutterauge,
Dass für das alternd tränenblöde,
Des Söhnleins Schrift zum Lesen tauge.

Und dann — o welche schmerzensvolle
Und schwere Kunst! — das Wort zu wählen
Das schlichte Wort, das Hoffnung spendet
Und wahr ist mitten im Verbebten.

O wie gesteh' ich all mein Fehlen
Und töte ihren Glauben nicht?
Soll ich voll List den Trotz'gen spielen,
Zu locken ihre Zuversicht?

Brech' ich die alte, schlichte Weise
Und nehme heisses Schmeichelwort,
Das ich so gerne spräche? Aber
Scheucht dies nicht ihr Vertrauen fort?

Schreib' ich in glänzenden Gedanken
In reicher Hoffnung Lenzgefühl?
Wähl' ich der Demut enge Schranken?
O immer bleibt's ein trüglich Spiel!

Lass ich sie trüglich Wohlstand ahnen,
Um ihrem Herzen wohlzutun?
Tu ich das Gegenteil, damit sie
Nicht m e i n e m (Herzen) müsse unrecht tun?

Mich hat die Welt so oft betrogen,
So oft trog ich mein Mütterlein!
Die Welt gebiert stets neue Formeln
Mir aber fällt bald nichts mehr ein.

Hemmt euren Lauf, geschwätz'ge Reime,
Die ihr mich meiner Pflicht entzieht! —
Bald lern' ich nun gefühlvoll dichten.
In Tränen schrieb' ich dieses Lied.

Als Gotfried Keller im November 1855 wieder in Zürich erschien, war er ein anderer, als da er ausgezogen war, und auch Zürich und seine einstigen Freunde waren für ihn anders geworden, Baumgartner, der Komponist seines «O mein Heimatland» ausgenommen, dessen geistesverwandte Freundschaft in alter Innigkeit wieder aufblühte.

Auch Freund Schulz war der alte geblieben, aber im schlimmen Sinne. Gegen den Darwinianer Karl Vogt hatte Schulz seine Kampfschriften «Köhlerglaube und Wissenschaft» und «Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und des Unglaubens» geschrieben, die Gottfr. Keller, der ja mit wehenden Fahnen ins Lager der Atheisten und Materialisten übergegangen war, gegen ihn aufbrachten, «was zu einem saugroben Auftritt zwischen den einstigen Freunden führte», zu einigen Wochen des Schmollens und zu einer leidlichen Wiederversöhnung ohne jede Konzession von seiten Kellers. Seiner gefestigten Diesseits-Weltanschauung entsprechend ist der Ausdruck seines Bekenntnisses *in der Poesie* dagegen abgeklärt, ruhig, voll freudiger Gewiss-